

# Von Dörfern und Olympiasiegern

Im Grunde war alles nach Hause geschrieben:

Dankrede zur Verleihung des Marie-Luise-Kaschnitz-Preises

## VORBEMERKUNG:

Arnold Stadler stammt aus Meßkirch, der badischen Stadt im heutigen Regierungsbezirk Tübingen, die sich auszeichnet durch ein wohlbegründetes Selbstbewußtsein und den Stolz auf einige herausragende Persönlichkeiten aus ihrer Gemeinde: Der Meister von Meßkirch steht mit seinen Tafelbildern und Fresken für die Kultur des frühen 16. Jahrhunderts, Abraham a Sancta Clara (eigentlich Johann Ulrich Megerle) aus dem benachbarten Kreenheinstetten für das Barock, Conradin Kreutzer wurde 1780 in Meßkirch geboren, Martin Heidegger 1889, Bernhard Welte 1906 – und Arnold Stadler 1954. Meßkirch, also doch „ein badischer Geniewinkel“?

Arnold Stadler steht heute im Mittelpunkt der literarischen Diskussion in Deutschland. Sind seine Bücher nicht auf der Höhe der Zeit – oder ist er ihr womöglich einen Schritt voraus? – „Am Ende dieses Jahrhunderts der Vertreibungen reagieren Stadlers Bücher auf das Gefühl der Heimatlosigkeit und auf eine Sehnsucht, deren Macht erst das nächste Jahrhundert erweisen dürfte“, schrieb Hubert Spiegel am 23. 10. 1999 in der FAZ. Arnold Stadler hat inzwischen schon viel Anerkennung erfahren, vor kurzem erst mit der Auszeichnung durch den Georg-Büchner-Preis. Schon Monate früher war ihm der Marie-Luise-Kaschnitz-Preis verliehen worden. Die „Frankfurter Allge-



Marie-Luise Kaschnitz

ne Zeitung“ veröffentlichte am 13. Februar 1999 die Dankrede von Arnold Stadler. Wir bedanken uns unsrerseits bei der FAZ für das Recht, diesen Beitrag in unserer „Badischen Heimat“ nachzudrucken – vor allem aber bei Arnold Stadler, der uns in einem persönlichen Schreiben seinen Redetext gerne zum Nachdruck überließ. Wir beglückwünschen Arnold Stadler zu seinem Durchbruch, zum bisherigen Gelingen und dem großen Zuspruch; wir werden sein weiteres Werk mit höchster Anteilnahme verfolgen und wünschen dabei viel Schaffensdrang und Unbeirrbarkeit.

Adolf Schmid

Im Grunde war alles nach Hause geschrieben, in das Nebelland, las ich, Satz am Ende eines Buches wie eines Lebens, und wußte nun auch, daß dies mein Satz war. Er stand bei der Kaschnitz. „Die Kaschnitz“, das hörte sich wie ein schönnamiger südsteirischer Alpengipfel an – oder wie ein Gewässer jenseits der Elbe. Die Kaschnitz: das hätte auch nur eine Anhöhe sein können oder ein Fluß. Ein Ort. Wahrscheinlich ist Kaschnitz selbst ein Ort. Er stand in meinem Lesebuch. Auch die Gedichte, die unter diesem Namen standen, waren Orte: „Genazzano“ und „Herbst im Breisgau“. Eine ortskundige, ortserfahrene Person muß diese Dichterin gewesen sein. Viel herumgekommen, geboren in Karlsruhe, wenig später schon Potsdam, Berlin,

Weimar, Wien, München, Rom, Frankfurt, Rom. Davon konnte ich nur träumen! Dazu schrieb sie auch noch: Gedichte, die Orte waren, Bücher, die „Orte“ hießen. Und noch genauer: „Engelsbrücke“, zum Beispiel.

Gerade von Rom konnte ich, dermaßen in einer Gegend festsitzend, die bis heute keinen richtigen Namen hat, vorerst nur träumen. Meine Gegend hatte nur einen Notnamen (der Geographen), hieß „zwischen Oberer Donau und westlichem Bodensee“. Immerhin von Hölderlin besungen („Der Ister“, etwa: „Die Donau“), der hier auf dem Weg nach Hauptwil vorbeikam (zu Fuß). In Meßkirch wird er nicht auch noch gewesen sein; einzig und allein dorthin kam ich mit dem Schulbus, von meinem Dorf aus, das aufgrund der Ironie meines Schicksals Rast (318 Einwohner damals, 608 Meter über dem Meer, an der Volksschule, immer noch) hieß und heißt. Die „Engelsbrücke“, die „Römischen Betrachtungen“ von Marie Luise Kaschnitz, kannte ich damals noch nicht. Zum Glück! Denn nach der verheißungsvollen Überschrift – „In Rom zu leben“ kam ein erster Satz, der lautete: „Es ist schwer, in Rom zu leben.“ Das hätte ich nicht gelten lassen, damals. Dagegen hätte ich protestiert. Hätte der Kaschnitz vielleicht vorgeschlagen, mit mir zu tauschen, mit dem Heideggergymnasium morgens und der Stallarbeit abends.

## DIE WEGE ZWISCHEN RAST UND ROM

„Lebt in Rom“ hieß es, verheißungsvoll, in meinem Lesebuch, und so wird es da stehen bleiben. Ich aber fuhr, damals, schweren Herzens, ins Zentrum des badischen Geniewinkels. Nachmittags sah ich, von meinem kindlichen Beobachterposten aus, den ich, wer weiß, vielleicht nie verlassen habe, an der Bushaltestelle, an Fussingers Holzschopf (von wo aus wir Kinder aufs Land zurückgekartt wurden), manchmal den Heidegger Fritz mit seinem berühmten Bruder vorbeigehen. Unser Busfahrer war wohl ein Träumer, da er sich an den Wolken am blauen Himmel freute. Er war der erste Mensch, der mich auf die Schönheit des konkreten Himmels verwies, auf die Wolken wie George in seinem Gedicht „der reinen wolken unverhofftes blau“. Der Busfahrer war ein Träumer, der sich einige

Jahre später erschossen hat. Mich hat er immer wieder aufs Land gefahren, auf winzigen Straßen und Nebenwegen, die noch nicht einmal geteert waren. Für die wenigen Kilometer brauchten wir fast eine Stunde, aber: es war auf dem Weg nach Rom. Rast lag, von Meßkirch aus gedacht und geträumt, zehn Kilometer näher bei Rom. Ich fuhr jeden Tag nach Hause, nach Rast, aber auch ein Stück weit Richtung Rom.

Als ich gesagt bekam, ich solle den Marie-Luise-Kaschnitz-Preis erhalten, war das naheliegende Buch aber „Beschreibung eines Dorfes“. Das Buch kannte ich, und das Dorf kannte ich auch: Bollschweil im Hexental bei Freiburg. Das Haus, in dem Marie Luise Kaschnitz bis 1974 immer wieder lebte, hatte ich von Freiburg aus, wo ich über zwanzig Jahre gelebt habe oder nicht, hatte ich immer wieder im Vorbeifahren gesehen und jedesmal „Marie Luise Kaschnitz“ dazugedacht. Leider beschreibt die Dichterin ihr Haus (einen wunderbaren Herrensitz, wohl Goethe-Zeit) nicht, vor allem seine, ihre Innenräume nicht, so daß ich darüber nie etwas erfahren habe, ich neugieriger Mensch.

Die Dörfer aber, Bollschweil und meines, konnte ich mittlerweile vergleichen. Außerdem hatte ich mittlerweile auch eine Art Dorfbuch geschrieben: „Ich war einmal“. Ich sah, daß die Kaschnitz – auch zu meinem Glück – ganz anders an ihr Dorf heranging. Erstens sagt sie gar nicht: mein Dorf. Beschreiben will sie, sagt sie. Höchst erstaunlich: ein Beschreibungsversuch, ein katalogisierender Blick, Bestandsaufnahme eines Dorfes. Vielleicht hat sie, die Autodidaktin, diese Methode von dem berühmten Wiener Archäologen Kaschnitz, ihrem lebenslänglich geliebten Mann und Namensgeber, übernommen, aus Liebe. Herausgekommen ist ein Gedicht, „Beschreibung eines Dorfes“ genannt, ein Programmgedicht, das schönste lange Gedicht, das ich aus diesem Jahrhundert, aus dieser Sprache kenne: „Eines Tages werde ich den Versuch machen, das Dorf zu beschreiben. Ich werde überlegen, womit anfangen, mit dem Oberdorf, mit dem Unterdorf, mit dem Friedhof, mit dem Wald. Oder mit den Höhlen, die hoch oben am Ölberg liegen... Ich werde besonders ausführlich über die Rebhänge sprechen... ich werde zuerst die schönen Waldränder bekanntgeben.“ Das ist der Ton der Kaschnitz-Gedichte, der Kaschnitz-Ton. Der

Klassik geneigt, und zwar der griechisch-römischen, ist dies der Blick einer gelernten Römerin auf ein Dorf im Breisgau, das sie nicht „mein Dorf“ nennt. Daher heißt das Buch auch nicht „Beschreibung meines Dorfes“, sondern „Beschreibung eines Dorfes“, welche von der sogenannten Dorfprosa so weit weg ist wie Bollschweil von Rom, mindestens zwei Flugstunden.

Insgesamt plant Marie Luise Kaschnitz einundzwanzig Arbeitstage, und so viele Kapitel hat die „Beschreibung“. Genauso viele Kapitel wie das Evangelium des Johannes, eines weniger als die Apokalypse. Das einundzwanzigste Kapitel der Kaschnitz schließt mit einer Apokalypse, die aber die Formel „Was bald geschehen wird“ (Apokalypse 1, 1) gleich dreimal widerruft: „Was aber nicht geschehen wird, nicht geschehen wird, nicht geschehen wird.“ Was aber wird nicht geschehen und doch geradezu ausgemalt? „(Am 21. Arbeitstag werde ich beschreiben,) wie nach einer möglichen Katastrophe nahezu alles Leben erlischt . . ., wie vom Schlamm und vom Wasser alles bedeckt ist, die hölzernen Jünger ertrunken und in Sankt Ulrich der runde Taufstein mit den zwölf Aposteln und dem Christus in der Mandel von fremden Fischen umspielt.“ So endet das Buch: eine Unheilsprophetin, die ihre Vision widerruft, aus Liebe zu dieser Welt, mich erinnernd an das Ende von Johann Peter Hebels unvergänglichem Gedicht „Die Vergänglichkeit“. Auch Hebel hat, ganz in der Nachbarschaft von Bollschweil, in Sichtweite von Belchen und Blauen, das Ende in einen universal-apokalyptischen Horizont gestellt, vielleicht aus dem höchst persönlichen Albtraum heraus, daß das Nächste und Liebste untergehen könnte, ja verlorengehen.

Das Dorf, das Marie Luise Kaschnitz beschrieben hat, ist untergegangen, und zwar auf dieselbe Weise meines auch. Die Unheilsvision hat sich, zum Teil, schon erfüllt. Daher ist ja der größte Teil ihres Beschreibungsversuchs eine Bestandsaufnahme. (Für wen?) Schon in der „Engelsbrücke“ las ich: „Kleiner Fortschritt in den nun schon seit Jahrzehnten immer wieder auftauchenden Überlegungen, wie das Dorf B. im Breisgau dichterisch zu erfassen und . . . festzuhalten wäre.“ Und weiter. „Das Leben den einzelnen Gestalten in den Mund legen (dem Wirt, dem Lehrer, den Bau-

ern und ihren Frauen, dem Gärtner, der katholischen Schwester, dem Straßenwart, dem Küster, dem Totengräber, dem Bienenvater, dem Waldhüter).“

Das Wort Küster sagt mir, zum Beispiel, daß Marie Luise Kaschnitz nicht die Sprache dieses Dorfes gesprochen haben kann. In Bollschweil heißt das Wort wohl auch, wie überall im Süden des deutschen Sprachraumes: Mesner. Der Küster ist norddeutsch. Der Totengräber hingegen ist gesamtdeutsch-überall. Was sie ihm wohl in den Mund legen wollte? Schönes hätte ich vom Gärtner erwartet. Aber was ist mit dem Bienenvater? Der gute alte Bienenvater! Ihn habe ich auch gekannt. Er kam, von Meßkirch her, fast jeden Tag nach Rast gefahren und verschwand bei seinen Bienen.

Auch ich wollte einmal, vor zwanzig Jahren, in diesem Dorf B. wohnen, das schön im Hexental liegt, was aber, wie die Kaschnitz am siebzehnten Arbeitstag näher beschrieben hätte, nicht von Hexen, sondern von Hecken kommt. Aber ich habe die Wohnung nicht bekommen. Ich hoffe, es war wegen meines Autos und nicht meinetwegen. Das Dorf war, schon zu Lebzeiten der Kaschnitz, zerstört wie meines auch, bis zum Friedhof hin, wo man die alten Grabsteine abgeräumt hat und wo nun eine neue Grabsteinmode, ein Grabsteindesign, vorherrscht. Meine neue Wohnung hätte im Neubaugebiet gelegen, in einem verwechselbaren Zweifamilienhaus, das, wie Marie Luise Kaschnitz in ihrem Buch auch schreibt, keine Geschichte haben wird.

## EIN GLÜCKLICHES LEBEN MUSS KEINE SPRACHE FINDEN

Vor einigen Tagen las ich in der Zeitung, daß der mehrfache Olympiasieger aus Jugoslawien, dessen Namen ich nicht aussprechen kann, hundert Jahre alt wurde: zweimal Gold, zuletzt noch einmal Silber. Das war am Reck in Berlin 1936. Das erstaunlichste am Bericht über diesen Helden, der in Slowenien einen Bekanntheitsgrad von hundert Prozent besitze, wie ich las, das schönste, für mich wenigstens, war ein Nebensatz, der sagte, daß dieser Mann sich nicht erinnern könne, jemals krank gewesen zu sein. Welch ein Leben! Aber ich fürchte, so ein Leben eignet sich nicht für eine Biographie und schon

gar nicht für eine Autobiographie. Ich denke jetzt von den Goldmedaillen her.

Vielleicht hat er sie aber doch geschrieben oder schreiben lassen, sogenannte Memoiren, die groteskste Form des Schreibens überhaupt für mich, wenn ich das Reden-Schreiben abziehe: sich von einem anderen das Leben schreiben lassen und es als das eigene ausgeben? Als ob das Leben beschreibbar wäre! Es ist aber das Leben, das glaube ich, etwas Unbeschreibbares, ja Unbeschreibliches. Ein derart glückliches Leben wie das eines Olympiasiegers, der nun hundert Jahre alt geworden ist, lebt und nie krank war, läßt sich sprachlich nicht ausdrücken, von mir wenigstens nicht. Ein glückliches Leben muß keine Sprache finden. Außerdem halte ich das Glück für literarisch uninteressant. Es ist ja gut, daß es dies auch gibt: ein Leben, so gesund wie glücklich. Einen Olympiasieger und Menschen, der alles anders erfahren hat und also ein seltenes Beispiel ist und hoffentlich kein Buch schreiben wollte oder mußte am Ende dieses Jahrhunderts.

Wie oft habe ich in meiner ländlichen Umgebung auf den Höhen über dem westlichen Bodensee, im Hinterland, auch Hinterland des Schmerzes, die Drohung: Ich schreibe noch einmal ein Buch! Was nie geschehen ist. Oder auch den Satz, vielleicht noch öfter, als Klage gehört: Über dies alles müßte ich ein Buch schreiben! Was nie geschehen ist. Also habe ich, vielleicht auch stellvertretend, Stellvertreterätze geschrieben? Für diese Welt, die ihren Schmerz doch nicht formuliert hat? Ich habe es wenigstens versucht, ihrem Schmerz und ihrer Sprachlosigkeit ein Ich zu geben: „Mit meinem rotfleckigen Hotzenwäldergesicht konnte ich hier“ (das heißt in Lissabon, in der Welthauptstadt der Saudades und der wandelnden *Fados*, wie mein Erzähler in seinem „Ausflug nach Afrika“ sagt. Lissabon: ein Ort, der in „Orte“ von Marie Luise Kaschnitz auch enthalten ist) „nicht auftrumpfen, mein Gesicht war nicht die Welt, sondern der Hotzenwald, in ihm spiegelte sich nicht die Welt, sondern die Hinterwelt, ich kam aus dem Hinterland des Schmerzes.“ Schrieb ich, weil ich die Vergänglichkeits einfach nicht gelten lassen wollte oder konnte. Wer wird dieses Buch aus dem Hinterland der Erinnerung schreiben, wenn nicht du selbst! Dieses Buch wird dir kein anderer schreiben, dachte

ich. Und: es müßte doch zu schreiben sein? Und auch: es müßte doch geschrieben werden. Also begann ich mit „Ich war einmal“. Das war mein Ich-werde-noch-einmal-ein-Buch-schreiben.

Dann habe ich einfach „ich“ gesagt und geschrieben. Mich hineinversetzt in meine Welt, aber nicht, um mich lustig zu machen über sie. Wie das schmerzte! Darüber müßte ich ein Buch schreiben! Ich hatte doch nur immer wieder diesen Satz gehört, der immer wieder mit denen, die ihn gesagt hatten, untergegangen war. Ach, der Satz hatte immer nur das genaue Gegenteil besagt: Ich werde niemals ein Buch schreiben. Ich werde nie sagen (können), wie es war. Eingereiht werden auf unserem schönen Heimatfriedhof.

Meine Menschen haben kaum Sätze hinterlassen. Und diese auch nur mündlich, in der sogenannten Muttersprache, die ich, nebenbei gesagt, als meine erste Fremdsprache empfand. Sprache, Muttersprache und Fremdsprache fielen zusammen in meinem Mund. Schon meine erste Sprache war eine erste Fremdsprache. Ich hörte von einer Frau im Dorf, daß ihr Großvater kurz vor seinem Tod (um 1900) gesagt habe, daß das Leben (trotz allem) kurz gewesen sei, so kurz wie einmal das Dorf hinauf und hinunter. Dieser Satz ist der einzige, der mir von diesem Menschen geblieben ist. Ich erinnere überhaupt ganz wenige Sätze von meinen Menschen. Ich habe mehr Fotos als Sätze. Von einigen existieren überhaupt keine Sätze und nur noch Fotos, die der Erinnerung keinen freien Lauf lassen und alles nur festhalten.

Trotz allem, das Leben war kurz – und schmerzlich. Dieser Schmerz ist vielleicht einem Phantomschmerz zu vergleichen. Er hatte etwas, ihm fehlte etwas. Ich hatte etwas, mir fehlte etwas. Ist es möglich, daß das Leben zur Sprache kommt? Und kommt die Sprache zu Hause an? Denn „im Grunde war alles nach Hause geschrieben“, sagt Marie Luise Kaschnitz auf der letzten Seite ihrer „Engelsbrücke“. Und ich, am Ende meiner Rede angekommen, sage dies auch.

Anschrift des Autors:

Arnold Stadler

88605 Rast über Meßkirch